

### KULTUR UND GESELLSCHAFT

Reihe	: Literatur
Titel	: Gedehte Zeit. Geschichten vom Warten (und Wartenlassen)
AutorIn	: Beate Ziegs
Redakteurin	: Dr. Jörg Plath
Sendetermin	: 20.12.2015
Ton	: Christiane Neumann
Regie	: Beate Ziegs
Besetzung	: Michael Evers, Bernhard Schütz, Ilka Teichmüller, Britta Steffenhagen

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig

© Deutschlandradio

Deutschlandradio Kultur  
Funkhaus Berlin  
Hans-Rosenthal-Platz  
10825 Berlin  
Telefon (030) 8503-0

Orthographie und Grammatik in den Zitaten sowie evtl. Hervorhebungen entsprechen den Quellen, denen sie entnommen sind. Auslassungen sind mit () gekennzeichnet.

## **MUSIK**

**ATMO** Straße mit wenig Verkehr

**ZITATORIN** Wer ist der letzte?

**ZITATOR** Ich wahrscheinlich, aber nach mir kommt noch eine Frau im blauen Mantel.

**ZITATORIN** Dann komme ich nach ihr?

**ZITATOR** Ja. Sie kommt gleich wieder. Stellen Sie sich so lange hinter mich.

**ZITATORIN** Und Sie bleiben stehen?

**ZITATOR** Ja.

**ZITATORIN** Ich müsste nämlich für eine Minute weg, wirklich nur für eine Minute.

**ZITATOR** Es ist sicherlich besser, Sie warten. Sonst kommen andere, und was soll ich denen dann erzählen? ()

**ZITATORIN** Na gut. Dann warte ich. Stehen Sie schon lange?

**ZITATOR** Nicht sehr...

**ZITATORIN** Und Sie wissen nicht, wieviel es gibt pro Person?

**ZITATOR** Weiß der Teufel... ich habe nicht einmal gefragt. Wissen Sie nicht, wieviel es pro Person gibt?

**ZITATORIN** Heute nein. Gestern, hab ich gehört, gab es für jeden zwei.

**ZITATOR** Zwei?

**ZITATORIN** Aha. Zuerst vier, dann zwei.

**ZITATOR** So wenig! Das lohnt ja das Anstehen nicht... () Da kommt die Frau. Sie kommen nach ihr. ()

**ZITATORIN** Ich komme also nach Ihnen?

**SPRECHERIN** Wahrscheinlich. Ich komme hier nach diesem Bürger.

**ZITATORIN** Dann ich nach Ihnen.

**SPRECHER** Und ich nach Ihnen.

**ZITATORIN** *Und Sie nach mir. Kann ich jetzt gehen?*

**ZITATOR** *Natürlich.*

**ZITATORIN** *Ich bin in einer Minute wieder da, muß nur meine Wäsche abholen... hier nebenan...*

**SPRECHERIN** *Machen sie heute bis sechs?*

**ZITATOR** *Ich glaube: ja, bis sechs...<sup>1</sup>*

Der kursiv gesetzte Teil der Szene leise weiter unter SPRECHER (er tritt quasi aus der Schlange heraus)

**SPRECHER** Vladimir Sorokin hat seinen Roman *Die Schlange* in den 1980er Jahren geschrieben, in der Zeit der Stagnation unter Leonid Breschnew, die man später die „Bleierne Zeit“ nannte. Laut Statistik mussten die Sowjetbürger ein Drittel (!) ihres Lebens in einer Warteschlange ausharren. Wirtschaftswissenschaftler schätzen, dass über 30 Milliarden Stunden pro Jahr allein durch das Warten beim Einkaufen verloren gingen. Das entsprach der jährlichen Arbeitsleistung von 15 Millionen Menschen. Viele Forscher sind davon überzeugt, dass die Unproduktivität eines der Übel war, an denen die Sowjetunion zugrunde ging.

SPRECHER reiht sich wieder in die Schlange ein, macht szenisch weiter

Eh, Bürgerin, was ist da los?

**SPRECHERIN** Die begradigen die Schlange.

**SPRECHER** So ein Blödsinn... hier habe ich vor einer Stunde gestanden...  
wozu ist das nötig...

**ZITATOR** Wo soll ich hin, ich gehe mit vor...

**SPRECHERIN** Dafür geht es jetzt schneller.

**ZITATOR** Wohl kaum. Die rempeln, was rempeln Sie?

**ZITATORIN** Ich remple nicht, ich stehe ganz ruhig. ()

**SPRECHER** Ich war vorn, da schreibt eine Frau Nummern auf.

**SPRECHERIN** Auf die Hand?

**SPRECHER** Auf die Hand und in ein Heft. Die Familiennamen.

**SPRECHERIN** Und dann?

**SPRECHER** *Morgen ab sieben geht es weiter. Heute kommen wir nicht mehr  
dran. Zwei Stunden noch... nein, weniger...*

**ZITATOR** *Verdammtter Mist.*

**SPRECHER** *Sie geht die ganze Schlange ab, kein Grund zur Aufregung.*

**ZITATORIN** *Na, und haben sie wenigstens Ordnung geschaffen?*

**SPRECHER** *Ja, die Schlange ist dünn, ganz gleichmäßig.<sup>2</sup>*

Der kursiv gesetzte Teil der Szene läuft leise weiter unter SPRECHERIN (sie tritt quasi aus der Schlange heraus)

**SPRECHERIN** Sind es Stiefel mit Krepptsohlen, sind es Pelzmäntel oder sind es  
Nahrungsmittel? Sorokin verrät nicht, wonach in diesem Fall über  
1000 Sowjetbürger anstehen.

Die Szene steht noch einmal kurz frei:

**ZITATOR** Wie, sollen wir die ganze Nacht anstehen?

- SPRECHER** Warum anstehen? Sie können ja auch gehen.
- ZITATOR** Die ganze Nacht über? () Welcher Idiot hat sich das ausgedacht!<sup>2</sup>
- SPRECHER jetzt nicht mehr szenisch
- SPRECHER** Das Schlangestehen gilt auch als Metapher für das Scheitern der DDR – sowie aller anderen „sozialistischen Wartegemeinschaften“: Staaten, die ihre Bürger jeden Tag aufs Neue hinhalten, scheinen zum Untergang verdammt. Doch ist das Warten auch in kapitalistischen Konsumgesellschaften ein vertrautes Phänomen. So verbringt jeder Bundesbürger im Durchschnitt fünf Jahre seines Lebens mit Warten – davon knapp sieben Minuten pro Einkauf vor der Supermarktkasse, etwa 45 Stunden jährlich in telefonischen Warteschleifen, ca. 219 Tage seines Lebens im Stau und wöchentlich mindestens zwei Stunden mit verzehrender Sehnsucht nach dem erholsamen Schlaf.
- SPRECHERIN** Das ist wahrlich kein erstrebenswerter Zustand – zumal Psychologen herausgefunden haben, dass einem die Zeit beim Warten um ein Drittel länger vorkommt, als sie tatsächlich ist.
- ZITATOR** Entsetzen () bereiten schlaflose Nächte, in denen die Zeit sich zusammenzieht und fruchtlos durch die Hände rinnt.<sup>3</sup>
- SPRECHERIN** Theodor W. Adorno 1945 in seinen *Reflexionen aus dem beschädigten Leben*.
- ZITATOR** Was aber in solcher Kontraktion der Stunden sich offenbart, ist das Gegenbild der erfüllten Zeit. Wenn in dieser die Macht der Erfahrung den Bann der Dauer bricht und Vergangenes und Zukünftiges in die Gegenwart versammelt, so stiftet Dauer in der hastig schlaflosen Nacht unerträgliches Grauen. Das Menschenleben wird zum Augenblick, nicht indem es Dauer aufhebt, sondern indem es zum Nichts verfällt ().<sup>3</sup>

**SPRECHERIN** Wer wartet, ist nicht Herr seiner Zeit, sondern fremdbestimmt von dem Ereignis, das noch nicht eingetreten ist. Warten ist verlorene Zeit. Doch das Leben, postulierte Joseph Roth, „ist ein Wartesaal“. Ein Paradoxon? Nicht wenn man sich darauf einlässt, dass im Warten mehr verborgen ist als verlorene Zeit – oder, wie es Adorno sagen würde: „schlechte Unendlichkeit von Zeit“. Warten kann auch ein freudiges Erwarten sein.

**SPRECHER** Es kann aber auch die Dimension fatalistischer Resignation enthalten. Oder der Langeweile, die der amerikanische Psychologe Robert Levine als „die dunkle Seite der Zeitausdehnung“ bezeichnet.

(macht szenisch weiter, ebenso an den folgenden Stellen)

Komm, wir gehen!

**ZITATOR** Wir können nicht.

**SPRECHER** Warum nicht?

**ZITATOR** Wir warten auf Godot.

**SPRECHER** Ach ja.<sup>4</sup>

Nicht weniger als sechs Mal wird dieser berühmte Dialog in Samuel Becketts Theaterstück *Warten auf Godot* gesprochen.

Beim ersten Mal geht es weiter mit:

Bist du sicher, daß es hier ist?

**ZITATOR** Was?

**SPRECHER** Wo wir warten sollen.<sup>4</sup>

Beim dritten Mal heißt es im Anschluss:

Also, was sollen wir machen?

**ZITATOR** Da ist nichts zu machen.

**SPRECHER** Ich kann aber nicht mehr.<sup>5</sup>

Und beim sechsten und letzten Mal:  
Was soll man nur machen?<sup>6</sup>

Der erste Akt endet mit:  
Also, gehen wir?

**ZITATOR** Gehen wir!

**ZITATORIN** Sie gehen nicht von der Stelle. Vorhang.<sup>7</sup>

**SPRECHER** Der Schluss des zweiten und letzten Akts lautet:

**ZITATOR** Also? Wir gehen?

**SPRECHER** Gehen wir!

**ZITATORIN** Sie gehen nicht von der Stelle.<sup>8</sup>

**SPRECHER** Das Statische der Schlusszenen in Samuel Becketts *Warten auf Godot* wiederholt sich, ohne identisch zu sein. Auch der Aufbau der beiden Akte wiederholt sich: Nachdem sie die Nacht getrennt verbracht haben, treffen sich die beiden Landstreicher Wladimir und Estragon am nächsten Morgen wieder, verkürzen sich das Warten mit „Geschmeidigkeitsübungen“, Streitereien über Belangloses, absurden Spielchen –

**SPRECHERIN** – und auch mit dem Erörtern verschiedener Möglichkeiten des Selbstmords. Auf die ihm häufig gestellte Frage, auf wen oder was die beiden eigentlich warten, antwortete Beckett:

**ZITATOR** Hätte ich das gewusst, hätte ich das Stück nicht geschrieben.<sup>9</sup>

**SPRECHERIN** Ein andermal erklärte er:

**ZITATOR** Versuche, die Sache vor allem in ihrer Einfachheit zu sehen, das Warten, das Nichtwissen warum, oder wo, oder wann oder auf was.<sup>10</sup>

**SPRECHERIN** So „einfach“ ist das allerdings nicht, denn Wladimir und Estragon sind in einer ewigen Wiederkehr des Gleichen gefangen. Die Befreiung aus diesem Kreislauf wird stets auf den anderen Tag verschoben. Das nennt man gemeinhin „Sinnlosigkeit“. Doch weil sie immer wieder vergessen, dass sie schon einmal am gleichen Ort waren und auf Godot gewartet haben, durchschauen die beiden die Sinnlosigkeit nicht – und können folglich auch nicht dagegen rebellieren.

**SPRECHER** Nun könnte gerade im Vergessen ihre Erlösung liegen. Aber Wladimir und Estragon werden nicht erlöst. Denn sie vergessen zwar Personen und Ereignisse, nicht jedoch das niederdrückend Langweilige ihrer Gesamtsituation.

(wieder szenisch)

Es passiert auch gar nichts.

**ZITATOR** Wir warten. Wir langweilen uns. () wir langweilen uns zu Tode, das ist unbestreitbar.<sup>11</sup>

**SPRECHER** Für Beckett selbst hat sich das Warten durchaus gelohnt: Zehn Jahre soll er auf dem Sofa gelegen und nach einer neuen Dramaturgie gesucht haben, mit der er sich von den Konventionen des Theaters freimachen könnte – bis ihm eines Tages *Warten auf Godot* einfiel. Auf die Niederschrift des Stücks 1948 folgten dann noch einmal fünf Jahre des Wartens, bis es mit überraschendem Erfolg uraufgeführt wurde und seinen Autor zur Ikone des absurden Theaters machte.

**SPRECHERIN** Zur Meisterschaft im langen – und erfolgreichen – Warten bringt es jedoch nicht Samuel Beckett, sondern Florentino Ariza.

**MUSIK**

**ZITATOR** Als Florentino Ariza sie zum ersten Mal gesehen, seiner Mutter aber noch nichts davon erzählt hatte, merkte diese ihm dennoch sofort etwas an, er hatte nämlich die Sprache und den Appetit



verloren und wälzte sich nachts schlaflos im Bett. Jetzt, da er die Antwort auf seinen ersten Brief erwartete, steigerte sich seine Unruhe zu galligem Erbrechen und Durchfall, er verlor den Orientierungssinn und wurde von plötzlichen Ohnmachtsanfällen heimgesucht, was seine Mutter in Angst und Schrecken versetzte, da sein Zustand nicht an die Verwirrungen der Liebe, sondern an die Verheerungen der Cholera erinnerte.<sup>12</sup>

**SPRECHERIN** Florentino ist 17 und Lehrling bei der Post; seine Angebetete – die 13-jährige Schülerin Fermina Daza – gehört zur Oberschicht. Gabriel García Márquez schildert in seinem Roman *Die Liebe in den Zeiten der Cholera* die Anziehung zwischen den beiden jungen Menschen als einen permanenten Ausnahmezustand. Da sie sich aus Standesgründen nicht treffen dürfen, sondern sich nur mit Hilfe von ebenso leidenschaftlich geschriebenen wie herbeigesehnten Briefen verständigen, durchleben sie ein aufreibendes Wechselbad aus Warten – Sehnen – Warten – Verzweifeln – Warten – Verlangen – Warten.

**SPRECHER** Bis zum Delirium! Irgendwann bereitet Ferminas Vater dem Ganzen ein Ende, indem er seine Tochter an ihre standesgemäßen Pflichten gemahnt. Der Bann bricht; Fermina streicht Florentino aus ihrem Leben und heiratet den begehrtesten Junggesellen der Stadt, den Arzt Juvenal Urbino. Für Florentino hingegen beginnen „Jahre reglosen Wartens“, wie Márquez schreibt.

**SPRECHERIN** Genau genommen sind es einundfünfzig Jahre, neun Monate und vier Tage. Dann nämlich stirbt Juvenal Urbino. Die Zeit bis dahin hat Florentino keineswegs mit sexueller Enthaltsamkeit verbracht, trotz der vielen Affairen aber in steter, hoffnungsvoller Erwartung der Nachricht vom Tod seines Widersachers. Sowie in der panischen Angst –

**ZITATOR** – daß die auf dieser Erde am meisten geliebte Frau, auf die er von einem Jahrhundert bis ins nächste hinein ohne einen

Seufzer der Ernüchterung gewartet hatte, gerade nur noch genug Zeit haben könnte, ihn am Arm über eine Straße von Grabhügeln und windzerzausten Mohnbeeten sicher und wohlbehalten zum anderen Gehsteig, dem des Todes zu geleiten.<sup>13</sup>

**SPRECHERIN** Kaum, dass er endlich vom Tod Urbinos erfahren hat, eilt Florentino in das Haus der Witwe, um ihr erneut einen Antrag zu machen. Aber Fermina weist ihn ab.

**ZITATORIN** „Hau ab. () Und laß dich nicht wieder blicken, solange du lebst. () Und ich hoffe, das dauert nicht mehr lang.“<sup>14</sup>

**SPRECHER** Doch Florentino Ariza – der inzwischen vom Postboten zum Reedereibesitzer aufgestiegen ist – wäre nicht Florentino Ariza, hätte er nach dieser Abfuhr die Segel gestrichen. Zweimal pro Woche schreibt er Fermina fortan einen Brief – dieses Mal allerdings ohne auf eine Antwort zu hoffen.

**SPRECHERIN** Die er auch nicht erhält.

**SPRECHER** Florentino entbindet sein Warten vom Druck der Erfüllung und übt sich in Gleichmut. Das lässt sein Warten zu einer eigenen Form des Handelns werden, zu einer untätigen Tätigkeit, an deren Ende –

**SPRECHERIN** – gut zwei Jahre und über 130 Briefe später –

**SPRECHER** – die Läuterung der Leidenschaften steht. Das greise Paar findet auf einem Flussdampfer zueinander –

**ZITATOR** – () jenseits der Fallen der Leidenschaft, jenseits des grausamen Hohns der Hoffnung und der Trugbilder der Enttäuschungen: jenseits der Liebe.<sup>15</sup>

**SPRECHER** Der Flussdampfer gehört zu Florentinos Reederei. Als Eigentümer lässt er, nachdem die anderen Passagiere ausgestiegen sind, die gelbe Choleraflagge hissen, um ungestört zu sein. Das

Schiff kann nun jedoch nirgendwo mehr anlegen und muss den Fluss hinauf und hinunter schippern. Dem Kapitän passt das gar nicht.

#### ZITATOR

„Und was glauben Sie, wie lange wir dieses Scheiß-Hin-und-Zurück durchhalten können?“

Florentino Ariza war seit dreiundfünfzig Jahren, sieben Monaten und elf Tagen und Nächten auf die Frage vorbereitet:

„Das ganze Leben“, sagte er.<sup>16</sup>

#### MUSIK

Im folgenden Briefwechsel überlappen sich die Zitate (die kursiven Passagen werden übersprochen)

#### ZITATOR

Mein teures Liebchen, () ich halte es vor stiller Wildheit nicht aus, und Deine letzten Briefchen sind auch so zahm; wenn Du nicht gar so ein guter Engel wärst, *wollte ich gerne wieder einmal mit Dir raufen. Es war doch so schön, alle Monate etwas zu lesen, was aus der Tiefe leidenschaftlich gekommen ist.*<sup>17</sup>

#### ZITATORIN

Mein geliebter, armer, abgezappelter Schatz, Weißt Du, man kann schon durch deine Briefe ganz meschugge werden (). Aber () [das] ist doch nur ein Interimszustand und wird hoffentlich nicht allzu lange dauern, Geliebter, nicht wahr? () *Ich möchte nichts weiter, als Dir dann und wann nach des Tages Arbeit einen warmen Kuß geben.*<sup>18</sup>

#### ZITATOR

Mein schönstes Liebchen, Ich bin tief beschämt, Du schreibst mir heute () und ich habe Dir den Brief nicht geschickt, den Du erwartest. Ich werde doch immer schlechter () in meinem Bedürfnis nach zwei teuren Lippen, die mir was Liebes sagen und einen Kuß gestatten sollen. *Ich habe Dir gar nichts zu schicken – ich war schon nahe daran (), und ich () ließ es, bis ich mein nächstes Zeitungsgeld bekomme.*<sup>19</sup>

#### ZITATORIN

Mein Geliebter, Endlich heute morgen Deinen lieben Brief

bekommen, nachdem ich gestern schon in „sehrender Sorge“  
*um Dich war. Am Abend Antwort, Liebster ()*.<sup>20</sup>

**ZITATOR**

Liebchen, Mädchen, Weibchen, Weißt Du, daß ich volle zwei  
Tage nichts von Dir gehört habe und anfangs besorgt zu sein,  
Du könntest unwohl oder böse auf mich sein? *Ich will Dir  
herzlich gern wieder öfter schreiben, am liebsten schreibe ich Dir  
doch den ganzen Tag ()*.<sup>21</sup>

**ZITATORIN**

Es ist mir ganz unbegreiflich, wieso ich von Dir seit vier Tagen  
kein Lebenszeichen habe, ich weiß nicht, ob ich besorgt oder  
was anderes sein soll. Es sind vier Briefe von mir, *auf die ich  
keine Antwort habe, und ich kann mir's wirklich nicht erklären*.<sup>22</sup>

**ZITATOR**

Schatz, mein teurer Schatz, so vernachlässigst Du mich? Zwei  
Tage lang gar keinen Brief, und nur weil ich eine ebensolche  
Pause gelassen habe? Gönnt Du mir nicht das kleine Vorrecht?  
*Wenn Du wüßtest, was sich bei mir alles zusammendrängt,  
wofür ich Mittelpunkt bin, wie die Welt mich von allen Seiten ins  
Gedränge nimmt, und Du, Liebchen, sollst doch Zeit für mich  
haben, wenn ich sie einmal nicht für Dich habe*.<sup>23</sup>

Über die kursive Passage des Zitats SPRECHERIN

**SPRECHERIN**

Nein, es handelt sich nicht um die Briefe, die in der Zeit ihrer  
schwärmerischen Verliebtheit zwischen Florentino und Fermina  
in aller Heimlichkeit kursierten, sondern um die intime  
Korrespondenz zwischen Sigmund Freud und Martha Bernays.

**SPRECHER**

Die beiden treffen sich zum ersten Mal Mitte 1882 in Wien und  
sind bereits zwei Monate später miteinander verlobt – heimlich.  
Denn der 26-jährige Freud ist von bitterer Armut gedrückt und  
obendrein verschuldet; die gerade mal 20-jährige Martha kommt  
zwar aus einer angesehenen Rabbiner- und Gelehrtenfamilie, ist  
jedoch ebenfalls mittellos. An Heirat ist nicht zu denken.

**SPRECHERIN**

Zumal Marthas Mutter von dem eigenwilligen und schroffen  
Freud nicht viel hält. Also entzieht sie ihm seinen „teuren Schatz“

und nimmt ihn noch im selben Sommer mit nach Wandsbek bei Hamburg, wo die Bernays ursprünglich herkommen. Zwei Tage ist die Post zwischen Wien und Wandsbek unterwegs – eine mitunter astronomisch lange Zeitspanne für die Liebenden.

**ZITATOR**

Denke Dir jede zweite Stunde, von den vier Tagen, die zwischen meiner Frage und Deiner Antwort verstreichen – ja mehr, von den 96 Stunden 64 – mit durcheinander jagenden Gedanken an Dich und über Dich so gedehnt, daß der arme Mensch den Zeitraum endlich nicht mehr von einem Monat oder Jahr unterscheiden kann, denke wie leer und demzufolge kurz Jahrtausende erscheinen, in denen wir nichts denken, und Du wirst zugeben müssen, daß die Verspätung des den Astronomen interessanten Ereignisses nicht größer ist als die uns beiden durch Deinen Sommeraufenthalt in Wandsbek aufgezwungene.<sup>24</sup>

**SPRECHERIN**

Wenn es nur bei dem einen Sommer geblieben wäre! Aber zwei Jahre später sind die beiden noch immer getrennt.

**ZITATOR**

Warten ist gradeso mein Schicksal wie Deines. Warten in Ruhe und Ergebung, Warten in Kampf und Erregung, der Unterschied ist nicht so groß, nicht größer als unsere verschiedenen Weisen, sich gegen die Welt zu stemmen.<sup>25</sup>

**SPRECHERIN**

Insgesamt vergehen viereinhalb Jahre und werden 1500 Briefe hin und her geschickt, bis Martha Bernays und Sigmund Freud im September 1886 heiraten können.

**ZITATORIN**

Geh, ja, es ist nun einmal schon so lange bestimmt, nicht?<sup>26</sup>

**SPRECHER**

Es darf als gesichert gelten, dass sich das Paar während seiner quälend langen Verlobungszeit im Triebverzicht übt, den Freud Jahre später zivilisationsstiftend nennen wird. Sie, weil es sich für junge Frauen in jener Zeit so geziemt; er, weil ihn sein strenges, fast despotisches Verständnis von Liebe und Treue an Eskapaden hindert, die unter Männern seines Alters üblich sind.

Auch der permanente Geldmangel und seine Angst vor venösen Erkrankungen fördern seinen Willen zur Abstinenz.

**SPRECHERIN** Wobei der „abgezappelte“ und in stiller Wildheit begehrende Freud der Meinung ist, dass ihn das Los des Wartens weitaus härter trifft als sein Liebchen-Mädchen-Weibchen.

**ZITATOR** Glaube mir, es ist nur natürlich, daß ich das überlange Warten weniger mag als Du; ich vertrage es schlechter, es ist allgemein so, daß die Bräute glücklicher sind als die Bräutigame.<sup>27</sup>

**SPRECHERIN** 1905 – Martha hat ihm inzwischen sechs Kinder geboren – argumentiert Sigmund Freud in seinen *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, die Frau sei schon allein aufgrund ihrer biologischen Konstitution zum Warten verurteilt. Tatsächlich ist kaum eine Wartezeit im Leben eines Menschen so lange auf etwas Ersehntes und Erhofftes gerichtet wie eine Schwangerschaft.

**SPRECHER** Was die junge Mutter allerdings nicht vor der Erkenntnis bewahren muss, dass der Moment der Freude über das Eintreffen des Ersehnten durchaus im Missverhältnis zur Dauer des Wartens darauf stehen kann. Kaum jemand hat so unbestechlich präzise die mitunter ins Monströse abgleitende Glückserwartung seziiert wie die 2015 verstorbene Schriftstellerin Gabriele Wohmann. In einer ihrer letzten Kurzgeschichten steht Trix Mink im Mittelpunkt, die werdende Mutter eines Sohnes, der bereits als Ungeborener den Vornamen des Vaters trägt: Phil.

## **MUSIK**

**ZITATORIN** Während ihrer Schwangerschaft hatte sich Trix um ihr geistiges Leben gekümmert. () Sie und Phil jun. hörten viel klassische Musik, und sie lasen schwierige Bücher. Sie hörten keine Nachrichten mehr, ab dem sechsten Monat hockte Phil sen. allein vor den Katastrophen und Kalamitäten des Globus, zu dessen Überbevölkerung sie bald ihren späten Beitrag liefern

würden, aber vom siebten Monat an wurde auch für Phil sen. der Fernsehapparat nur noch zum Anschauen von Berichten aus der Geistwelt angestellt, alles aus dem Kultur-Kanal, wobei Trix spätestens nach der ersten Hälfte der Features und Themenabende einschlieft, so dass Phil sen. unbemerkt in anderen Programmen wildern konnte. Die Abende wurden ziemlich eintönig. Sie gestanden es einander nicht, aber selbst Trix litt unter einer Öde, und sie sehnten sich nach dem Datum der Niederkunft. Ihren letzten schwangeren Monat verbrachte Trix freiwillig, ohne medizinische Indikation, liegend, um ganz sicher zu gehen. Als Säugling fand [sie] ihren Sohn enttäuschend (). () Wie geringfügig er war! Fast tot, monatelang war er immerzu ein bisschen tot. () Trix fahndete nach ihren mütterlichen Instinkten, aber leider im Leeren, da, wo sie (noch!, redete sie sich zu, noch!) fehlten. Gut, sie musste auf dieses Portiönchen Elend aufpassen. Aber hatte sie es gern? Wann kam die Liebe?<sup>28</sup>

**SPRECHER**

Auf die wird in diesem Wohmann`schen Seelentheater vergebens gewartet. Dass auch eine vorhandene und als immerwährend versprochene Liebe vor lauter Warterei in die Brüche gehen kann, wollen Forscher im Auftrag eines britischen Modelabels herausgefunden haben. Der Gegenstand – beziehungsweise das Subjekt – ihrer Studie sind Männer, die ins Leere starren, –

**SPRECHERIN**

– verzweifelt auf ihrem Smartphone herumaddeln –

**SPRECHER**

– oder ihren Kopf in den Händen vergraben und wie an Land gespültes Strandgut dem Zeitpunkt entgegenharren, da sie wieder eingesammelt werden.

**SPRECHERIN**

Zu ihren Füßen oftmals eine Tüte, die sie treu bewachen.

- SPRECHER** Denn was diese Männer verbindet, ist, dass sie von ihren Frauen oder Freundinnen zum Warten abkommandiert wurden. Glaubt man der Studie, verplempert das starke Geschlecht durchschnittlich ein Jahr seiner ohnehin kürzeren Lebenszeit damit, auf die Partnerin zu warten, davon 22 Wochen vor Umkleidekabinen. Mehr als die Hälfte der befragten Männer gaben an, dass sie das regelrecht wahnsinnig macht; einige sagten, sich aus diesem Grund von ihrer Liebsten getrennt zu haben.
- SPRECHERIN** Der Soziologe Matthias Freise von der Universität Bochum sieht den Grund für diese Misere darin, dass Frauen nun einmal Sammlerinnen sind, während Männern das Jagen obliegt.
- ZITATOR** Frauen sind dem psychischen Programm, schöne Dinge zu horten, Kontakte zu knüpfen oder sich attraktiv zu machen, fast zwangsweise ausgeliefert.<sup>29</sup>
- SPRECHERIN** Schon wieder ein vermeintliches Naturgesetz, mit dem Rollenbilder begründet werden. Dabei wäre es interessant herauszufinden, wie viel ihrer Lebenszeit die Sammlerinnen mit dem Warten auf die Rückkehr ihrer Partner von Unternehmungen wie Jagen, Fischen, Erobern oder Kriegführen vergeuden.
- SPRECHER** Es gibt aber auch das erfüllte und hingebungsvolle Warten. Paradebeispiel dafür ist Penelope, die Gattin des Odysseus. 20 Jahre lässt Homer sie auf die Heimkehr ihres Ehemanns hoffen. Standhaft weigert sie sich, diesen Zustand zu beenden und einen der vielen Freier zu heiraten.
- ZITATORIN** Sondern ich härme mich ab im Herzen, Odysseus ersehnd.<sup>30</sup>
- SPRECHERIN** Woher aber nimmt Penelope die Kraft, so lange zu warten, zumal völlig ungewiss ist, ob ihr Mann jemals zurückkommt? Sicherlich ist es ihre unermüdliche Treue, die sie dazu befähigt und als deren weibliches Urbild sie gilt.



- SPRECHER** Der Philosoph Rodion Ebbighausen nennt weitere Kraftquellen: die Sehnsucht nach ihrem Mann und die Liebe, die sie miteinander verbindet. Penelope erkenne in dem plötzlich am Hofe aufgetauchten stinkenden Bettler nämlich erst dann Odysseus, als dieser erklärt, wie er einst das Ehebett aus einem Olivenbaum zimmerte – ein Geheimnis, das nur die Eheleute kennen.
- ZITATORIN** () Da lösten sich ihr auf der Stelle das Herz und die Kniee, / Als sie die Zeichen erkannte, die sicher ihr nannte Odysseus. / Weinend eilte sie hin zu ihm und schlang ihre Hände / Um seinen Hals und küßte sein Haupt ().<sup>31</sup>
- ZITATOR** Das Warten voller Sehnsucht verheißt das Glück.<sup>32</sup>
- SPRECHER** Schreibt Rodion Ebbighausen in seinem phänomenologischen Essay *Das Warten*.
- ZITATOR** Der Wartende nimmt die Leere des Wartens auf sich, weil er hofft, dafür mit einer umso größeren Fülle belohnt zu werden. Das eine wiegt das andere auf.<sup>33</sup>
- SPRECHERIN** Was aber, wenn das Erwartete nicht eintritt? Oder wenn das Warten in Sehnsucht – ähnlich wie das Warten in Furcht – die Seele ermüdet und deshalb abgebrochen wird? Was nichts anderes bedeutet als zu resignieren und die Sehnsucht aufzugeben, sie zu verdrängen.
- SPRECHER** Wieder einmal ist es Gabriele Wohmann, die eine solche Entwicklungskurve mit scharfer Ironie nachgezeichnet hat.
- ATMO** Café
- ZITATORIN** Natürlich bin ich früher da. Wenn ich's recht bedenke, war es Blödsinn: Strandhotel statt Dünen, vorsichtig zugemessener Schnaps in den unangenehm flachen Gläschen anstelle eines vernünftigen Fläschchens, von dem ich mehr hätte. Doch jetzt sitze ich hier am Tête-à-Tête-Tisch mit konzilianter

Resopalplatte. Für Zudringliche bin ich kein passendes Objekt. Drei Schnäpse haben mir die Poren geöffnet. () Der picklige Ober-Jüngling bringt mir meinen Schnaps Nummer vier ().

– Bittesehr!

Das drückt Verachtung aus. Wenn ich's gut mit mir meine: Neugier. Aber er verabscheut Frauen, die trinken. () Beim Genuss von Nummer sechs fühle ich mich ziemlich verlassen; ich würde jetzt gerne laut reden oder jemanden trösten. Aber mein Alleinsein ist beschlossene Sache ().

– So was von Warterei, sage ich zu der Hand, die das siebte Glas auf die Resopalplatte stellt. ()

– Unpünktliche Männer! Was macht man mit so was Unmöglichem?

Der Kellner grinst mich offen und dienstbar an. () Nummer neun und zehn kommen gemeinsam in einem größeren Glas, und mir ist es jetzt ein bisschen übel, und ich bin sehr müde.

– Der kommt nicht mehr.

Hat das irgend jemand gesagt? Sollte der Kellner so scharfsichtig gewesen sein? Nein, er kommt nicht mehr.

Übrigens habe ich keinen erwartet.<sup>34</sup>

## MUSIK

### SPRECHERIN

Die Odyssee des Wartens der Penelope oder auch die ausgedehnte Verlobungszeit von Sigmund Freud und Martha Bernays belegen, dass Warten keineswegs nur eine Leerstelle im Zeitkontinuum ist, wie es aus der Sicht der Moderne erscheinen mag, für die das eine sukzessiv auf das andere zu folgen hat. Vielmehr kann insbesondere das lange Warten konstitutiv und sinnstiftend sein. Voraussetzung ist, dass sich der oder die Wartende, anders als Gabriele Wohmanns Protagonistin, zeitlose Ziele setzt – so wie etwa Florentino Ariza es tut: Sein Warten unterliegt keinem linearen Erfolgszwang. „Er ließ der Zeit Zeit“, wie es Márquez ausdrückt. Im Vordergrund steht nicht das Ende des Wartens, denn das Warten wird Teil des Ersehnten.

**SPRECHER** Eine solche Praxis des Wartens ist nicht ungefährlich, wie Friedrich Dürrenmatt in seinem 1958 erschienenen Kriminalroman *Das Versprechen* zeigt. Darin steigt Kriminalkommissär Matthäi aus jeder Zeitrechnung aus, quittiert sogar seinen Dienst, nur um das Warten als Werkzeug und bewusst gewählte Strategie einsetzen zu können.

**SPRECHERIN** Der Plot ist schnell erzählt: In einem Wald im Kanton Zürich findet ein Hausierer die Leiche des kleinen Mädchens Gritli. Matthäi verspricht den Eltern, dass er den Mörder fassen wird. Da der Hausierer wegen Sittlichkeitsverbrechen vorbestraft ist, halten ihn alle für den Täter. Nach einem 20-stündigen Verhör und Misshandlungen durch die Polizisten gesteht der Hausierer den Mord. In der darauf folgenden Nacht erhängt er sich in der Zelle. Der Fall gilt als abgeschlossen.

**SPRECHER** Matthäi stößt jedoch auf immer neue Indizien für die Unschuld des Hausierers, unter anderem auf eine Zeichnung des ermordeten Mädchens, auf der ein Auto vermutlich amerikanischer Bauart und ein seltsames Tier abgebildet sind. Hat das Mädchen seinen Mörder gemalt? Matthäi begreift, dass er sein Versprechen, den Täter zu finden, noch nicht eingehalten hat. Doch wie soll er den Mörder überführen? Von fischenden Kindern wird er belehrt, dass man einen Räuber wie die Forelle nur fangen kann, wenn Ort und Köder stimmen. Der Rest sei Geduld. Also pachtet Matthäi eine heruntergekommene Tankstelle und nimmt eine Frau als Haushälterin zu sich. Die hat nämlich eine Tochter namens Annemarie, die dem ermordeten Mädchen ähnlich sieht und nun als Köder dient.

**MUSIK**

**ZITATORIN** So wartete er denn. Unerbittlich, hartnäckig, leidenschaftlich. Er bediente seine Kunden, tat seine Arbeit, Benzin einfüllen, Öl, Wasser nachfüllen, Scheiben wischen, immer die gleichen

mechanischen Hantierungen. () Annemarie liebte ihn, war zufrieden mit ihm; er hatte nur eines im Sinn, das Erscheinen des Mörders. Es gab für ihn nichts als diesen Glauben an sein Erscheinen, nichts als diese Hoffnung, nur diese Sehnsucht, nur diese Erfüllung. Er stellte sich vor, wie der Bursche käme, gewaltig, linkisch, kindisch, voll Zutraulichkeit und Mordgier, wie er immer wieder erscheinen würde bei der Tankstelle, () wie das Kind sich weglocken ließe, allmählich, wie er den beiden in den Wald hinter der Tankstelle folgen würde, geduckt, leise, wie er im entscheidenden Augenblick vorschnellen würde und wie es dann zum wilden blutigen Kampfe von Mann zu Mann käme, zur Entscheidung, zur Erlösung, und wie der Mörder dann vor ihm liegen würde, zerschlagen, winselnd, gestehend. () Dann gab es Stunden, Tage, wo er gleichgültig wurde, apathisch, zynisch, den Dingen ihren Lauf ließ, auf der Bank vor der Tankstelle saß, einen Schnaps um den anderen trank, vor sich hin stierte, Zigarrenstummel auf dem Boden. Dann raffte er sich wieder hoch, sank aber immer mehr in seinen gleichgültigen Zustand zurück, verdöste die Tage, die Wochen im absurden grausamen Warten. Verloren, verquält, hoffnungslos und doch voll Hoffnung.<sup>35</sup>

#### **SPRECHER**

Eines Tages kommt Annemarie nicht von der Schule nach Hause. Matthäi findet sie auf einer Waldlichtung, wo sie „auf den Zauberer“ wartet. Mit einem Mal scheint das Ende seines wahnwitzigen Wartens greifbar. Er kann seine ehemaligen Kollegen überzeugen, das Mädchen zu observieren. Der Chef der Kantonspolizei, ein gewisser Dr. H., erinnert sich:

#### **ZITATOR**

Es gab für uns nichts mehr in der Welt als diesen durch den Herbst verzauberten Wald mit dem kleinen Mädchen im roten Rock auf der Lichtung. Wir warteten auf den Mörder, entschlossen, gierig nach Gerechtigkeit, Abrechnung, Strafe.<sup>36</sup>

#### **MUSIK**

- SPRECHERIN** Drei Tage später:
- ZITATOR** Wir warteten und warteten. Es ging uns jetzt eigentlich nicht mehr um das Kind und nicht mehr um den Mörder, es ging uns um Matthäi, der Mann musste recht behalten, an sein Ziel kommen, sonst geschah ein Unglück ().<sup>37</sup>
- SPRECHERIN** Fünf Tage später.
- ZITATOR** Wir warteten und warteten und warteten, lauerten und lauerten ().<sup>38</sup>
- SPRECHERIN** Sechs Tage später.
- ZITATOR** So lauerten wir und lauerten, erwarteten den Mörder (), das Kind zwischen uns, das jeden Nachmittag in der Lichtung am kleinen Bach saß, singend „Maria saß auf einem Stein“, stur, versponnen, unbegreiflich; wir begannen es zu verabscheuen, zu hassen.<sup>38</sup>
- SPRECHERIN** Acht Tage später.
- ZITATOR** () das Mädchen schien mir nun widerlich, gemein, ordinär, dumm, ich hätte es erwürgen können, töten, zerreißen, nur um das blödsinnige „Maria saß auf einem Stein“ nicht mehr zu vernehmen. Es war zum Wahnsinnigwerden.<sup>39</sup>
- SPRECHERIN** Die Polizisten verlieren die Nerven, brechen aus der Deckung hervor und versuchen mit harschen Worten, Annemarie zur Rede zu stellen. Ohne Erfolg.
- SPRECHER** Die Aktion wird abgebrochen. Matthäi ist wieder allein mit seinem Warten.
- SPRECHERIN** Jahre später wird Dr. H. von einem Pfarrer ins Kantonsspital zu einer sterbenden Greisin gerufen. Kurz vor der letzten Ölung gesteht sie, mit einem Mann verheiratet gewesen zu sein, der drei Mädchen ermordet hat, darunter auch Gritli. Auf dem Weg

zu seiner vierten Tat – sie sollte der kleinen Annemarie gelten – verunglückte er tödlich mit seinem Auto, einem amerikanischen Buick. Dr. H. besucht Matthäi, um ihm von dem Geständnis zu erzählen.

#### **ZITATOR**

Matthäi saß trotz der Kälte in seinem Monteuranzug auf seiner Bank, rauchte einen Stumpfen, stank nach Absinth. Ich setzte mich zu ihm, berichtete in kurzen Worten. Doch es war nichts mehr zu machen. Er schien mir nicht einmal zuzuhören.<sup>40</sup>

#### **SPRECHERIN**

Der Realität längst entrückt, ist Matthäi das Opfer seiner eigenen Strategie geworden. Er wird weiter warten – nicht auf den Mörder, sondern auf die Einlösung seines Versprechens. Und das um jeden Preis, auch den des Selbstverlusts. Seine Vorstellung von unbedingter Treue zu einem einmal gegebenen Versprechen hat seiner professionellen Beharrlichkeit jegliches Maß geraubt.

#### **MUSIK**

#### **SPRECHER**

Das Warten auf den günstigen Augenblick, den die griechischen Philosophen „Kairos“ nannten, kann – wenn es nicht wie bei Matthäi zur fixen Idee wird – die optimale Vorgehensweise sein. Besonders, wenn es um Leben und Tod geht. So hielt der preußische General Carl von Clausewitz die Verteidigung für die stärkste Form der Kriegsführung. Verteidigung aber bedeutet Abwarten:

#### **ZITATOR**

Was ist der Begriff der Verteidigung? Das Abwehren eines Stoßes. Was ist also ihr Merkmal? Das Abwarten dieses Stoßes. () Die verteidigende Form des Kriegführens ist () kein unmittelbarer Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche. Was ist der Zweck der Verteidigung? Erhalten. Erhalten ist leichter als gewinnen. Schon daraus folgt, daß die Verteidigung bei vorausgesetzt gleichen Mitteln leichter ist als der Angriff. Worin liegt aber die größere Leichtigkeit des Erhaltens oder Bewahrens? Darin, daß alle Zeit, die unbenutzt

verstreicht, in die Waagschale des Verteidigers fällt. Er erntet, wo er nicht gesät hat. Jedes Unterlassen des Angriffs [seitens des Gegners] aus falscher Ansicht, aus Furcht, aus Trägheit, kommt dem Verteidiger zugute.<sup>41</sup>

**SPRECHERIN** Weniger militärisch, deshalb aber nicht minder prägnant hat es Frank Partnoy für seine Branche formuliert. Partnoy ist Anwalt an der Wallstreet, war als Investmentbanker tätig und berät Firmen, die ihr Geschäft mit High-Frequency-Trading machen, also mit dem Wertpapierhandel im Millisekundenbereich. Als leuchtendes Beispiel führt er Anleger-Legende Warren Buffett an, der selbst immer wieder betont:

**ZITATOR** Wir werden nicht dafür bezahlt, dass wir schnell sind, sondern dass wir richtig liegen. Zur Frage, wie lange wir dabei abwarten: Wir warten unbestimmte Zeit.<sup>42</sup>

**SPRECHERIN** Warren Buffett zufolge erfordert es größte Selbstdisziplin, die vielen verlockenden Investment-Optionen vorbeiziehen zu lassen, bis sich eine wirkliche Chance auftut. Diese Kunst des Lauerns und des langen Atems beherrschte auch der verstorbene Apple-Gründer Steve Jobs. Als er 1998 erneut die Ruder des Konzern übernahm und gefragt wurde, wie er den damals angeschlagenen Konzern sanieren wolle, antwortete er ganz im Beckett'schen Sinne:

**ZITATOR** I am going to wait for the next big thing.<sup>43</sup>

**SPRECHERIN** „Zeit ist Geld“ – dieses einstmals eherne Gesetz des Kapitalismus wird laut Frank Partnoy von immer mehr Managern abgelehnt. Ihr Geschäftsmodell sind nicht so genannte „quick wins“ – also schnelle Vorteile durch Aktionismus, Unrast und Umtriebigkeit. Stattdessen folgen sie dem Prinzip des aktiven Wartens: beobachten – orientieren – entscheiden – und erst dann handeln.

**SPRECHER** Für Künstler ist das nichts Neues. Schon vor knapp 100 Jahren hatte Rainer Maria Rilke kein Interesse daran, seine kreativen Ressourcen zu verschwenden, indem er sich dem Diktat von Zeit und Effizienz unterwarf. Über seinem Schreibtisch hing ein Zettel mit einem einzigen Wort darauf:

**ZITATOR** W A R T E

**MUSIK**

**SPRECHERIN** Warten als Verbindungsglied zwischen Gegenwart und Zukunft – so sah es auch Sigmund Freud. Nur dass er in Bezug auf seine Arbeitsweise von „Zauderrhythmus“ sprach: ein produktives Spiel, bei dem miteinander konkurrierende Impulse um Aufmerksamkeit ringen und ausgeglichen werden müssen. Das kann dauern.

**SPRECHER** „Z-a-u-d-e-r-r-h-y-t-h-m-u-s“ – Theodor W. Adorno hätte das gefallen. Das Warten auf den Schlaf war ihm ja ein Gräuelp. Ansonsten aber erschien ihm Wartenkönnen als Grundvoraussetzung für ein selbstbestimmtes Dasein. Denn nur durch eine „verzögernde Widerständigkeit in der Zeit“, durch das Aussetzen von rein reflexhaftem Denken, Handeln und Urteilen entstehen Erfahrungsspielräume, in denen über Sinn und Bedeutung reflektiert werden kann. Ohne solche Umwege, die das lineare Zeitmuster unterbrechen, hat der Mensch kaum die Möglichkeit, ein kritisches Bewusstsein zu entwickeln und dem Regulieren und Normieren von Denken, Handeln und Urteilen etwas Eigenes entgegenzusetzen. Insofern wären die gegenwärtigen beschleunigten Lebenszeitregime und forcierten Selbstoptimierungen für Adorno vermutlich ein Zeichen fortschreitender Verdummung gewesen.

**SPRECHERIN** So wie Sigmund Freud es wahrscheinlich gar nicht lustig gefunden hätte, mitten im goldenen Oktober in seinem Briefkasten die Werbung eines Online-Shops zu finden, in der es heißt:



**ZITATORIN** Santa war gestern. () Schon jetzt weihnachtet es bei uns. Warum also bis zum Fest warten? Lieber schon ab dem 26.10. () die besten Angebote einsacken!

**SPRECHERIN** Womit wir wieder beim Triebverzicht oder Triebeaufschub wären. Freud verstand darunter den Verzicht auf das spontane Ausleben insbesondere der Aggressions- und Sexualtriebe beziehungsweise deren gesellschaftlich reguliertes Ausleben. Ein Ventil, ohne das keine Gemeinschaft auskommt, sofern sie Wert auf ein friedliches Zusammenleben legt. Mit Triebverzicht ist keineswegs eine rigide Selbstkontrolle gemeint, wie sie nicht nur in Deutschland jahrzehntelang als oberste Tugend galt. Zwanghafte Triebunterdrückung macht krank, wie Sigmund Freud 1930 anschaulich in seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* schildert. Denn gesellschaftlich erzwungenes Warten entfremdet den Menschen von sich selbst und kann ihn zur bloßen Funktion degradieren.

**SPRECHER** Es ist also ein äußerst sensibles Terrain, auf das der Mensch sich begibt, um nach der Phase des *Wartenmüssens*, wie es im frühesten Kindesalter erfahren wird, die Fähigkeit des *Wartenkönnens* zu erlangen. Diese Fähigkeit ist nach Meinung des Freiburger Hirnforschers und Arztes Joachim Bauer jedoch unabdingbar für die Herausbildung einer eigenständigen Identität.

**ZITATOR** Das Gehirn des Menschen verfügt über zwei Fundamentalsysteme. Ein bottom-up arbeitendes Triebsystem, das auf jeden Reiz reagieren, jeder Versuchung sofort nachgeben und jeden Frust sofort herauslassen will. Und ein top-down wirkendes, im präfrontalen Cortex beheimatetes System, das uns befähigt, aufsteigende Impulse zu bremsen, innezuhalten, abzuwägen und zu überlegen, was wir langfristig aus unserem Leben machen wollen. Die Aufgabe guter Selbststeuerung liegt darin, beide Systeme in Balance zu halten.<sup>44</sup>

**SPRECHERIN** Menschen, denen dies gelingt, sind laut Joachim Bauer nicht nur gesünder, sondern auch sozial verträglicher. Wer permanent die sofortige Erfüllung seiner Bedürfnisse verlangt, sucht immer dringender nach neuen Reizen, deren Wirkung allerdings auch immer rascher abnimmt. Das führt dazu, dass die Reize zunehmend stärker dosiert werden müssen. Es entsteht eine Art „Anspruchsinflation“, der Eigenantrieb sinkt, die Abhängigkeit von außen wächst.

**ZITATOR** Wer () nur seinen spontanen Impulsen nachgibt oder unvermittelt und ohne Sinn und Verstand nach allem greift, sich alles einverleibt oder alles haben muss, was ihm hingehalten wird, hat kein Selbst.<sup>45</sup>

**SPRECHERIN** Und damit auch keine innere Freiheit, wie Joachim Bauer in seinem Buch *Selbststeuerung* ausführt. Um sie zu entwickeln, bedarf es menschlicher Pflege, Aufmerksamkeit und vor allem gegenseitiger Empathie.

**SPRECHER** Das erinnert daran, dass sich der Begriff des Wartens vom lateinischen Verb „videre“ herleitet. Dem Grimm’schen Wörterbuch zufolge impliziert es „versorgen“ und „pflegen“, „das Augenmerk auf etwas richten“ und „für etwas Sorge tragen“. Diese Bedeutungsgehalte des Wartens sind heutzutage allerdings auf tote Gegenstände wie Autos und andere Maschinen verschoben: Sie werden gewartet.

## **MUSIK**

**SPRECHERIN** Wenn die innere Freiheit, selbstbestimmt zu handeln, nicht gegeben ist, kann das Warten zur grausamen Vermengung von Hoffnung und Verzweiflung werden – wie für Franz Kafkas namenlosen Mann vom Lande, der in das „Gesetz“ gelangen will. Vor dem Eingang steht ein Türhüter mit großer Spitznase und langem, schwarzem Tatarenbart. Obwohl das Tor offen ist, verweigert der Wärter dem Bittsteller den Eintritt und warnt ihn, es auf eigene Faust zu versuchen.

- ZITATOR** Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehn. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.<sup>46</sup>
- SPRECHERIN** Mit solchen Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht gerechnet. Er beschließt, lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt erhält. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel, damit er es bequemer hat.
- ZITATOR** Dort sitzt er Tage und Jahre.<sup>47</sup>
- SPRECHERIN** Er versucht den Türhüter zu bestechen, wird kindisch und bittet sogar die Flöhe im Pelzkragen des Türhüters, ihm zu helfen. Vergebens. Kurz vor seinem Tod will er wissen, warum in all der Zeit niemand außer ihm Einlass verlangt hat.
- ZITATOR** Der Türhüter erkennt, daß der Mann schon an seinem Ende ist, und, um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“<sup>47</sup>
- SPRECHERIN** Kafka ist ein Meister darin, das Aufschieben und Hinauszögern von Ereignissen als typische Handlungen der Bürokratie und der Macht zu beschreiben. Seine Parabel *Vor dem Gesetz* ist ein vortreffliches Lehrstück über institutionalisiertes Warten, über Hierarchien und Ordnungen – über *Wartenmüssen* und *Wartenlassen*: Da der Türhüter sich niemandem gegenüber rechtfertigen muss, kann er den Mann bis zum Tode warten lassen – frei nach dem Motto: Wer erniedrigt werden kann, der hat sein Recht auf Menschenwürde verloren – und muss draußen bleiben. Der Mann vom Lande wiederum schreckt vor Gebot und Verbot zurück und verstrickt sich in seinem Zögern, seiner Entschlusslosigkeit und Angst.

**SPRECHER** Mit anderen Worten: Wer keine Wahl hat – oder zu haben meint –, dem bleibt nichts anderes als das Warten in Agonie und Verzweiflung. Dafür gibt es kaum einprägsamere und erschütterndere Bilder als die der Flüchtlinge, die zu Hunderten vor der Erstregistrierungsstelle in Berlin-Moabit warten – nein, nicht darauf, „eingelassen“ zu werden, sondern eine Wartenummer für den Einlass zu erhalten. Um einen günstigen Platz in der Warteschlange zu erhaschen, stellen sich viele bereits nachts an, stehen knöcheltief im Schlamm, kaum geschützt vor der einbrechenden Kälte. Darunter auch schwangere Frauen, Kinder und Jugendliche. Links Gitter, rechts Gitter, dicht an dicht – und das stundenlang, tagelang.

**SPRECHERIN** Immer wieder verkeilen sich Menschen in den Gittern, und es kommt zu lebensgefährlichen Situationen, wenn sie um 6 Uhr morgens massenhaft die Absperrung überrennen, weil die Tore der Behörde öffnen.

**ZITATOR** In Deutschland haben wir ja noch keine Erfahrung mit Warteschlangen, bei denen Menschen nach immer wieder neuem Anstellen auch eine Woche nach dem Auftakt noch nicht am Ziel des Begehrens sind.<sup>48</sup>

**SPRECHERIN** Michael Schreckenbergr ist theoretischer Physiker sowie Experte für Massenevakuierungen und simulationsbasierte Fluchtpläne. Für besonders quälend hält er die Tatsache, dass die oft schwer traumatisierten Flüchtlinge auch nach wochenlangem Warten keine Ahnung haben, was mit ihnen geschehen wird.

**ZITATOR** Die Menschen wännen sich nach der strapaziösen Flucht am Ziel ihrer Reise und landen in völliger Ungewissheit. () Es kann in so einer Situation ganz schnell, in Sekunden, zur Katastrophe kommen.<sup>48</sup>

**MUSIK**

**ZITATORIN**

Unsere Reihe war lang vor dem Tor auf der Straße. () So rückte ich schließlich nach ein paar Stunden in die Toreinfahrt (), und hinter mir wuchs der Schwanz in die Straße, auf die inzwischen ein kalter Regen herunterfiel (). Ein jeder in dieser Schlange () hat soviel hinter sich wie sonst eine ganze Generation unseres Menschengeschlechtes. Er fängt () an, seinem Nebenmann zu erzählen, wie er dreimal dem sicheren Tod entrann. Doch auch sein Nebenmann ist dem Tod mindestens dreimal entronnen, er hört flüchtig hin, dann zieht er es vor, sich mit dem Ellenbogen in eine Bresche hineinzuschieben, wo ihm ein neuer Nebenmann gleich erzählen wird, wie er seinerseits dem Tod entrann. Und während dieser Wartezeit fällt die erste Bombe auf jene Stadt, in die man hat ziehen wollen, um Frieden zu finden, erlöschen Visen, kommt hinter der Tür, vor der man wartet, das Kabel an, durch welches das Land gesperrt wird, das einem die letzte Zuflucht schien. () In allen Städten des Erdteils warteten jetzt diese Schlangen vor unzähligen Türen.<sup>49</sup>

**SPRECHER**

Die Schlange, von der Anna Seghers in ihrem autobiographisch geprägten Roman *Transit* berichtet, wartet in Marseille. Bereits 1933 ist Anna Seghers vor den Nazis nach Paris geflohen, von dort weiter in den unbesetzten Teil Frankreichs und schließlich 1940 nach Marseille – damals noch das Tor zur Freiheit. Wie ein Schwamm saugt die Stadt die Verfolgten aus ganz Europa auf. Unermüdlich hetzen sie von Behörde zu Behörde. Als Frankreich vor Hitler kapituliert, spitzt sich ihre Lage bedrohlich zu, wird die Jagd nach Bescheinigungen und Stempeln, die das Verlassen des verlorenen Kontinents ermöglichen, immer chaotischer. Einer der jüdischen Flüchtlinge verliert die Geduld. Er will zurück in seinen Heimatort im besetzten Litauen.

**ZITATORIN**

Freiwillig? Sie wissen doch, was Sie dort erwartet.

**ZITATOR**

Und hier? Was erwartet mich hier? Sie kennen vielleicht das Märchen von dem toten Mann. Er wartete in der Ewigkeit, was der Herr über ihn beschlossen hatte. Er wartete und wartete, ein

Jahr, zehn Jahre, hundert Jahre. Dann bat er flehentlich um sein Urteil. Er konnte das Warten nicht mehr ertragen. Man erwiderte ihm: „Auf was wartest du eigentlich? Du bist doch schon längst in der Hölle.“ Das war sie nämlich: ein blödsinniges Warten auf nichts. Was kann denn höllischer sein? () Ich habe jetzt genug von allem. Ich will heim.<sup>50</sup>

#### **SPRECHER**

Anna Seghers konnte nach monatelanger Wartezeit an Deck eines Schiffes gehen, das sie nach Mexiko brachte, wo sie ihren in Marseille begonnenen Roman *Transit* zu Ende schrieb. Er vermittelt wie kaum ein anderer im deutschsprachigen Raum die vielfachen Nöte und Verstörungen, die der Alptraum einer Flucht in sich birgt, wie sie heute Syrer, Äthiopier oder Menschen vom Balkan auf sich nehmen.

#### **MUSIK**

#### **SPRECHERIN**

Das Aufkommen des Faschismus und die Machtergreifung Hitlers hat auch den österreichischen Schriftsteller und Journalisten Joseph Roth zum Emigranten gemacht. Allerdings verbringt er schon vor 1933 seine Zeit vorzugsweise zwischen Aufbruch und Ankunft, weshalb sein Ausspruch, das Leben sei ein Wartesaal, durchaus zutreffend ist. Roth wohnt in Hotels und Pensionen, für seinen gesamten Besitz reichen drei Koffer, seinen Schreibtisch findet er in den Bars und Kaffeehäusern von Paris, Wien, Brüssel oder Amsterdam. Im Kopf hat er die Fahrpläne und Zimmerpreise – und seine Tagträume. In ihnen wird das Warten mitunter zu einem im wahrsten Sinne des Wortes köstlichen Zustand.

#### **ZITATOR**

Ich wünschte mir, einen Tag lang eine Seerose zu sein. Mit vielen, vielen Armen. Schlingarmen der Sehnsucht. Ich täte den ganzen Tag nichts, als mit den Armen zu rudern. Es müßte mir gelingen, alle Mücken eines Bassins anzuziehen. Und im letzten Moment, im allerletzten – ich höre schon der Mücken dünnes Wasserherzchen klopfen, peng, peng, ein

Millionstel eines Wassertropfens klopft so – lasse ich meine  
Arme gerade in die Luft ragen – –  
Und warte noch einen Moment und koste ihn ganz aus, diesen  
Augenblick zwischen Sehnsucht und Erfüllung, Hunger und  
Sattsein, Leben und Tod.  
Ich schwöre: Ich wäre eine Seerose, um die sich alle Meere und  
Aquarien der Welt rissen.  
Aber ein grausamer Gott beherrscht die Welt, er hat mich zum  
Menschen gemacht.<sup>51</sup>

**SPRECHER**

Und das Warten zur *conditio humana*.

**MUSIK**

- 1) Vladimir Sorokin, *Die Schlange*. Aus dem Russischen von Peter Urban. Haffmanns. Zürich 1990: 5ff
- 2) Ebda.: 12, 48
- 3) Theodor W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Suhrkamp. Frankfurt am Main 1985: 217
- 4) Samuel Beckett, *Warten auf Godot. En attendant Godot. Waiting for Godot*. Deutsche Übertragung von Elmar Tophoven. Suhrkamp. Frankfurt am Main 1971: 39
- 5) Ebda.: 169
- 6) Ebda.: 209
- 7) Ebda.: 139
- 8) Ebda.: 233
- 9) Samuel Beckett, zitiert nach C.J. Ackerley und S.E. Gontarski, *The Faber Companion to Samuel Beckett*. Grove Press. New York 2004: 232
- 10) Samuel Beckett, zitiert nach Robert Levine, *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen*. Aus dem Amerikanischen von Christa Broermann und Karin Schuler. Piper. München-Zürich 1998: 159
- 11) Samuel Beckett, *Warten auf Godot...* a.a.O.: 101, 199
- 12) Gabriel García Márquez, *Die Liebe in den Zeiten der Cholera*. Aus dem kolumbianischen Spanisch von Dagmar Ploetz. dtv. München 1987: 91
- 13) Ebda.: 376
- 14) Ebda.: 76
- 15) Ebda.: 500
- 16) Ebda.: 504
- 17) Sigmund Freud / Martha Bernays. *Die Brautbriefe. Band 3: Warten in Ruhe und Ergebung, Warten in Kampf und Erregung. Januar 1884 – September 1884*. Herausgegeben von Gerhard Fichtner, Ilse Grubrich-Simitis und Albrecht Hirschmüller unter Mitwirkung von Wolfgang Kloft. S. Fischer. Frankfurt am Main 2015: 71
- 18) Ebda.: 43f
- 19) Ebda.: 75
- 20) Ebda.: 109
- 21) Ebda.: 147
- 22) Ebda.: 225
- 23) Ebda.: 371
- 24) Sigmund Freud / Martha Bernays. *Die Brautbriefe. Band 1: Sei mein, wie ich mir's denke. Juni 1882 – Juli 1883*. Herausgegeben von Gerhard Fichtner, Ilse Grubrich-Simitis und Albrecht Hirschmüller. S. Fischer. Frankfurt am Main 2011: 312
- 25) Sigmund Freud / Martha Bernays ... *Band 3 ...* a.a.O.: 431
- 26) Ebda.: 546
- 27) Ebda.: 273
- 28) Gabriele Wohmann: „Wann kommt die Liebe“ in dies. *Wann kommt die Liebe. Erzählungen*. Aufbau. Berlin 2010: 86ff
- 29) Matthias Freise, zitiert nach [www.express.de/living](http://www.express.de/living), Ausgabe vom 28.07.2011
- 30) Homer. *Odyssee*. Neunzehnter Gesang, Zeile 136. Übersetzt von Roland Hampe. Reclam. Stuttgart 1979
- 31) Ebda.: Dreiundzwanzigster Gesang, Zeilen 205 – 208
- 32) Rodion Ebbighausen, *Das Warten. Ein phänomenologisches Essay*. Königshausen & Neumann. Würzburg 2010: 42



- 33) Ebda.: 42f
- 34) Gabriele Wohmann: „So was von Warterei“ in dies. *Vor der Hochzeit. Erzählungen*. Rowohlt. Reinbek bei Hamburg 1980: 7ff
- 35) Friedrich Dürrenmatt, *Das Versprechen. Requiem auf den Kriminalroman*. dtv. München 1978: 85ff
- 36) Ebda.: 94
- 37) Ebda.: 95
- 38) Ebda.: 96
- 39) Ebda.: 97
- 40) Ebda.: 121
- 41) Carl von Clausewitz, *Grundgedanken über Krieg und Kriegführung*. Gutenberg EBook Nr. 36693. Release Date July 10, 2011: 68
- 42) Warren Buffett, zitiert nach Holm Friebe, *Die Steinstrategie. Von der Kunst nicht zu handeln*. Heyne. München 2015: 44
- 43) Steve Jobs, zitiert nach Holm Friebe a.a.O.: 47
- 44) Joachim Bauer, „Und der Wille ist doch frei“ in *Neue Zürcher Zeitung* 05.05.2015
- 45) Joachim Bauer, *Selbststeuerung: Die Wiederentdeckung des freien Willens*. Karl Blessing. München 2015: 9
- 46) Franz Kafka: „Vor dem Gesetz“ in ders, *Sämtliche Erzählungen*. Fischer. Frankfurt am Main 1970: 131
- 47) Ebda.: 132
- 48) Michael Schreckenber, zitiert nach „In Sekunden kommt es zur Katastrophe“ in *Der Tagesspiegel* vom 10.10.2015: 16
- 49) Anna Seghers, *Transit*. Aufbau. Berlin und Weimar. 1991: 211, 264, 163
- 50) Ebda.: 211
- 51) *Joseph Roth. Werke. Band 1: Das journalistische Werk 1915 – 1923*. Herausgegeben von Fritz Hacker und Klaus Westermann. Kiepenheuer und Witsch. Köln 1989: 610